

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 205 (1932)

Artikel: Alpsommer
Autor: Utz, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-657068>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Alpsommer.

Eine Erzählung von Fritz Ullrich.

Kurz und schön ist der Sommer auf Plattenalp; denn sie liegt hoch vor den Toren der Gletscher, unter den Mauern des Himmels. Die Sonne senkt auf die Steindächer der drei Hütten, in den Schatten weht Schneefühle, und ein Hauch des Winters weicht nie. Fels und Stein brennen Hände und Fußsohlen, Blumen brechen auf in herrlichen Farben, die Fülle des Lebens drängt sich auf wenige Wochen zusammen und treibt der Vollenendung zu. Aber nicht alles reift. Das Eis, der Tod ist nahe. So ist es auf Plattenalp.

Menk, der junge Senne, liegt im kurzen Grase, zieht mit beiden Händen das Hemd über der Brust zur Seite und läßt sich von der Mittagssonne faul braten. Den Filz hat er auf das Gesicht gelegt und starrt mit großen Augen in die Wölbung, darunter brümmelnde Wärme herrscht. Durchs Gewebe schimmert der Himmel in tausend Sternchen. In der Mitte, vor der Sonne, flimmern sie dicht und blenden. Menk guckt die Sternlein dieses kleinen Himmelsgewölbes an, das manchmal im säuselnden Winde kippt. Das Geflimmer tut ihm in den Augen weh, er faßt mit der Rechten den Filz und wirft ihn weg, irgendwo hin, schließt die Augen und wendet den Kopf. Aus dem Purpurgrund der Lider quellen langsam Ringe, blaue, rote, grüne und gelbe, sie strömen aus dem farbigen Dunkel, werden rasch größer, und ehe der leuchte zerflossen, drängen andere nach.

Menk richtet sich jäh auf, blickt lichttrunken in die Runde. Die Alp ist stille unter der Glut der Sonne. Die Stille wispert und rauscht fernher. Blumen nicken vor blauer Taltiefe. Die Bimmel der Leittuh ist eben verstummt.

„Hüo, hüo!“ ruft Menk mit langer, träger Stimme. Über die blumengeschmückte Kante, womit die Alp zwei Steinwürfe vor Menk zur Tiefe abfällt, tönt ein sprunghaftes Läuten herauf. Dann klingt es aus in gleichmäßigem Weidgebimmel, das die Stille so eintönig und schläfrig macht. Befriedigt läßt sich Menk ins Gras zurückgleiten, breitet die Arme, schließt die Augen und liegt da wie ein Gefreuzigter auf grünem Samtgrund. Unter den geschlossenen Lidern

beobachtet er wieder das Spiel der farbigen Kreise, bis ihn ein feiner Duft davon ablenkt. Er kostet, schnuppert, schlürft die Luft, stößt rasch den Atem aus und zieht ihn gierig ein. Schon ist der Wohlgeruch verströmt, und Menk genießt ihn in beseeligter Erinnerung.

Es ist der Duft des Bränderlis, wie hier oben das Männertreu heißt, jenes kleine bescheidene Blümchen mit dem rotbraunen Köpfchen auf langem Stengelchen. Und wie Menk jeht an die Blume sinnt, da weiß er plötzlich: Binas Augen haben diese dunkle rotbraune Farbe, und ihr Wesen ist wie der zarte köstliche Blumenduft. Ja so ist es, und ihre Lippen sind kirschrot, ihre Wangen lieblich wie Berglilien, und die Zähne schimmern edelweiß. Vor den purpurnen Gründen sieht Menk deutlich den Mädchenkopf, sieht den Grund hell und heller werden, vom Gold ins Lichtblau spielen, und ein feines schalkhaftes Lächeln schwebt über dem Antlik. Ein Engel blickt aus dem Himmel herab auf den Träumer.

„So, du Faulenzer, bist du endlich erwacht“, spricht der Engel.

Menk richtet sich jäh auf und sieht Bina leibhaftig vor sich stehen. Die Sonne leuchtet hinter ihrem Haupt, und ein Strahlenkranz spielt wie ein Heiligenschein darum. Staunend sieht es Menk und stottert:

„Ich weiß nicht — ich habe nicht geschlafen — ich habe geträumt — von einem Engel.“

Bina lachte hell auf:

„Nicht geschlafen und doch geträumt! Da hör' einer! Komm jeht! Tobias hat schon dreimal gepfiffen. Und Fred wird bald da sein.“

Menk springt auf die Füße. Mit Gelächter flieht Bina zur Seite. Da ist er schon hinter ihr her. Über Steinhäufen und Blöcke fegt die Jagd den Hütten zu. Immer, wenn Menk das Mädchen am wehenden Rocke fassen will, entweicht es blitzschnell mit silbernem Spottlachen. Jetzt tut es einen Sprung zur Seite, wendet sich dem Verfolger zu, streckt die Hände aus und packt ihn an den Gelenken. Bina hat starke Finger vom Melken. Wie Stahlgriffe legen sie sich um des Burschen Handwurzeln. Er kennt das Spiel und hat schon oft dabei verloren. Aus Binas Antlik ist das Lachen verschwunden; denn sie will jetzt Menk in die Knie zwingen. Sie hat die Lippen schmal

aufeinander gelegt, das Blut weicht daraus und flammt in den Wangen. Die braunen Bränderliaugen funkeln braune Blicke. Menk staunt wieder und leistet schier keinen Widerstand. Den Druck an den Handgelenken und auf dem Unterarm empfindet er als angenehmen Schmerz. Bina stellt sich auf die Fußspitzen, Menk sinkt und sinkt, spürt die Knie wanken und wird bald wie ein Flehender vor dem Mädchen knien. Das möchte er wohl, aber nicht gezwungen. Die Kraft springt in ihm auf. Er widersteht, die Kräfte gleichen sich aus, dann erhebt sich Menk langsam, seine Zähne knirschen, sein Blick bohrt sich in Binas Augen, seine Hände ringen sich um Binas Gelenke, umklammern, umfassen sie, und mit wilder Freude fühlt er des Mädchens Kräfte weichen, sieht es sinken, gewahrt den Schmerz um seinen Mund zucken, sieht ein Flehen in den braunen Augen, möchte die Hände gehen lassen, kann nicht — und jetzt liegt Bina vor ihm auf den Knien.

Er lacht und spricht:

„Weißt du, wie der Engel geheiß, von dem ich träumte?“

Eine tiefe, klangvolle Stimme sagt:

„So, so, sie sind wieder hinter einander!“

Tobias, der Meistersenn, ist um die Ecke der Hütte gekommen. Er schlägt die Pfeife aus und stellt Axt und Säge ans Gemäuer; dann verschwindet er im schmalen Türloch.

Menk lockert den Griff und gibt Bina frei. Anierend ordnet sie den Haarknoten im Nacken, erhebt sich und reibt die schmerzenden Knöchel.

„Habe ich dir weh getan?“ fragt Menk verlegen.

Bina lächelt, schüttelt den Kopf und geht, immer die roten Handgelenke reibend, der Hütte zu.

Menk wendet sich langsam, holt seinen Rock, sucht den Filz und wirft einen Blick auf die weidenden Tiere.

Der Schatten einer Mittagswolke gleitet über die Alp und löscht die Farben. Im Schreiten blickt Menk zur Jagiwand empor, die jäh über der Alp zum Himmel ansteigt. Ein weißer Nebel schleiert um die graue Zinne.

Also heute kommt Fred, Menks Altersgenosse, um mit ihm die Wand zu erklimmen. Vor einer Stunde noch hat Menk sich darauf gefreut. Trauer,

Scham und Ungewißheit umschleichen jetzt sein Herz. Er tritt in die Hütte, wo Tobias und Bina schon beim kargen Mittagsmahl sitzen.

Tobias schabt ein Stück Käse und spricht von ernster Arbeit. Bina ist schweigsam, und Menk fühlt, wie sie seinem Blick ausweicht. Sie reicht ihm den Teller Suppe, und er sieht die noch immer geröteten Handgelenke. Tief beugt er sich über den Teller, löffelt die Speise und sinnt an die flehenden braunen Bränderliaugen.

„Bei Gott! schläfst du?“ lacht Tobias und rüttelt am Tisch, daß der Laib Brot zur Erde rollt. „Ich sagte eben, Menk, wir müßten den Zaun unter der Fluh erneuern. Das Vieh bricht durch. Was meinst du?“

Menk starrt in Tobias' graue Augen, sieht ein schalkhaft Lächeln über Binas Antlitz huschen, ein Lächeln, das er, wie ihn dünkt, nicht hätte sehen dürfen, und da wird ihm plötzlich das Herz so leicht, lachend bückt er sich nach dem Brot und ruft:

„Natürlich, Tobias!“

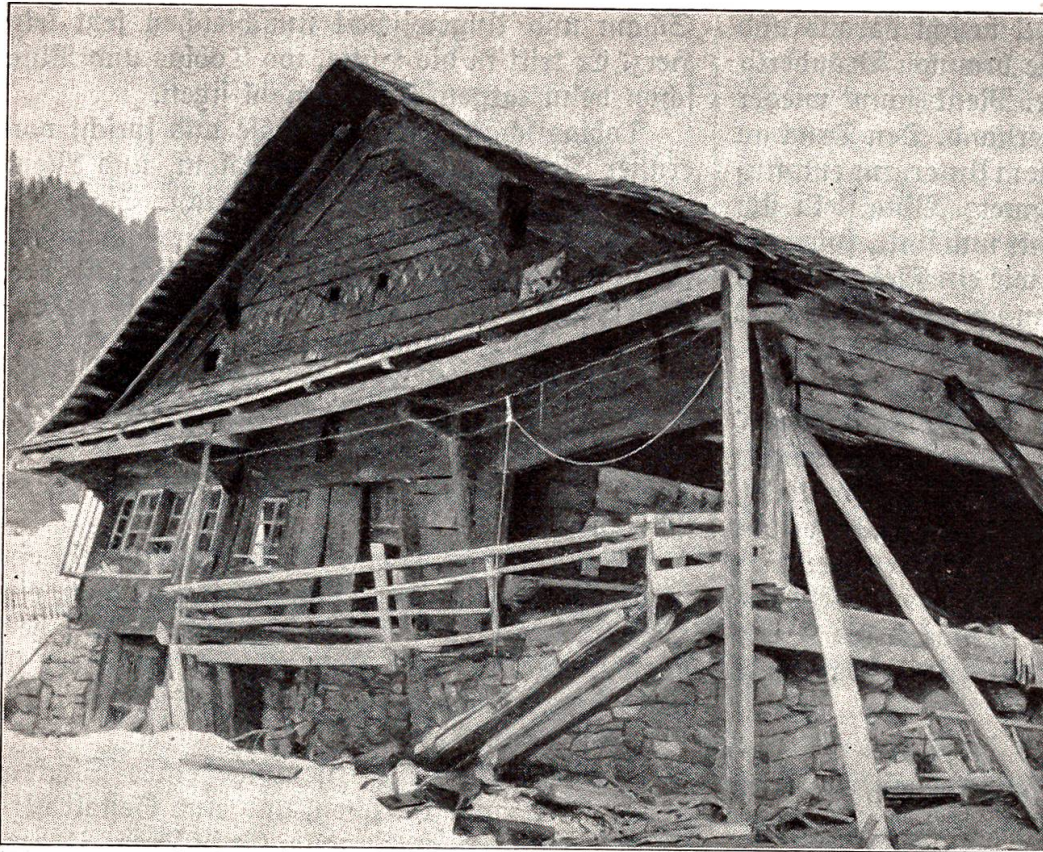
Draußen klirrt die Eisenspitze eines Stodes, benagelte Schuhe knirschen, und eine Gestalt verdunkelt den offenen Eingang. Es ist Fred Berger.

Fred hat mit Bina und Menk in derselben niedrigen Schulstube zum Grund gegessen. Jetzt studiert er Medizin, hat die Grütze und das Geld dazu, denn sein Vater besitzt den ersten Gasthof zum Grund. Fred will ein paar Tage auf der Alp zubringen; im Herbst muß er ins Examen.

„Da bin ich! Grüß Gott, Tobias, Menk, Bina!“ sagte er, schüttelt allen die Hand, wischt den Schweiß von der Stirne und lacht vor Vergnügen. Er steht mitten in der Hütte, sieht sich um, stellt mit Befriedigung fest, daß alles beim Alten geblieben, pumpt Bücherstaub aus den Lungen, läßt sich breit auf der Stabelle nieder und streckt die langen Beine. Menk aber ist wieder stumm und unwirsch. Er bemerkt wohl, wie Fred nach Bina schielt.

* * *

Eine Woche nach Freds Ankunft haben die Burschen am jenseitigen Talhang eine blumige Felsfanzel erstiegen, von wo sie die Alp und die mächtige Jagiwand übersehen können. Sie wollen den Klettergang in der Fluh erspähen. Mit der Jagiwand läßt es sich wahrlich nicht spaßen. Es



Erdrutsch bei Rüschegg. Haus des Försters.
Phot. Kettel, Genf.

hat sie noch keiner erstiegen. Vor Jahren, hat Tobias erzählt, hätte in frevelhaftem Übermut um den Preis eines Brotes einer den Versuch unternommen; doch der sei erfallen.

Fred hat sich lang hingelagert im Gras, Menk hockt auf einer Platte und kaut an einem dünnen Halm. Sie veratmen vom raschen Anstieg und schweigen. Sie haben kaum ein paar Worte gewechselt, seit sie die Alp verlassen. Nun, Menk ist immer schweigsam; er starrt und trogt vor sich hin. Fred aber weiß sonst viel zu plaudern, drunten in der Hütte, wenn Bina zuhört. Er weiß unterhaltend zu reden von den Leuten in den Städten, den Professoren, den Studenten, von Dingen und Menschen, die hieroben in den Bergen so unbekannt sind. Dann stützt Bina den Kopf in die Hände, blickt mit großen, braunen Augen unverwandt ins Feuer und ist Freds Worten hingegeben. Und Menk muß im Schatten sitzen, muß Freds Reden hören, muß sehen, wie Bina Freds Worten lauscht, und weiß selber nichts zu erzählen. Er

wußte vom Militärdienst, vom Viehhandel und von Gemeindeforgen zu reden, aber das ist so wichtig und mit drei Worten abgetan. Bei Fred aber ist alles wichtig, so er nun von den Alpgesteinen oder der neuen Haarmode der Städterinnen redet. Selbst Tobias findet es kurzweilig, und im Vorbeigehen sagt er: „Ein Tausendsterl, der Fred. Aus dem wird etwas!“ Das glaubt Menk, aber freut sich nicht darüber.

Heute schweigt auch Fred, und es kommt Menk zu Sinn, daß sie beide zum erstenmal alleine sind, seit Fred da oben ist. Haben sie, die Jugendfreunde, einander nichts zu sagen?

Sie lassen sich im Gras nieder, und Fred zieht aus der Rocktasche Zigaretten, davon er Menk bietet. Menk sagt, er rauche nicht. Fred zündet gelassen an, holt den Feldstecher aus dem Leder und beginnt, die Felswand zu betrachten. Nach einer Weile, ohne das Glas abzusetzen, spricht er:

„Bis über die erste Mauer hinauf wird also leicht zu klettern sein, da du schon Eisenstifte eingeschlagen hast. Dann werden wir von Grasband zu Grasband steigen, lauter Gemütlichkeiten, wenn man einander beisteht. Wir halten auf die Balm zu, dort wo der weiße Streifen Urgesteins zutage tritt. Und dann?“

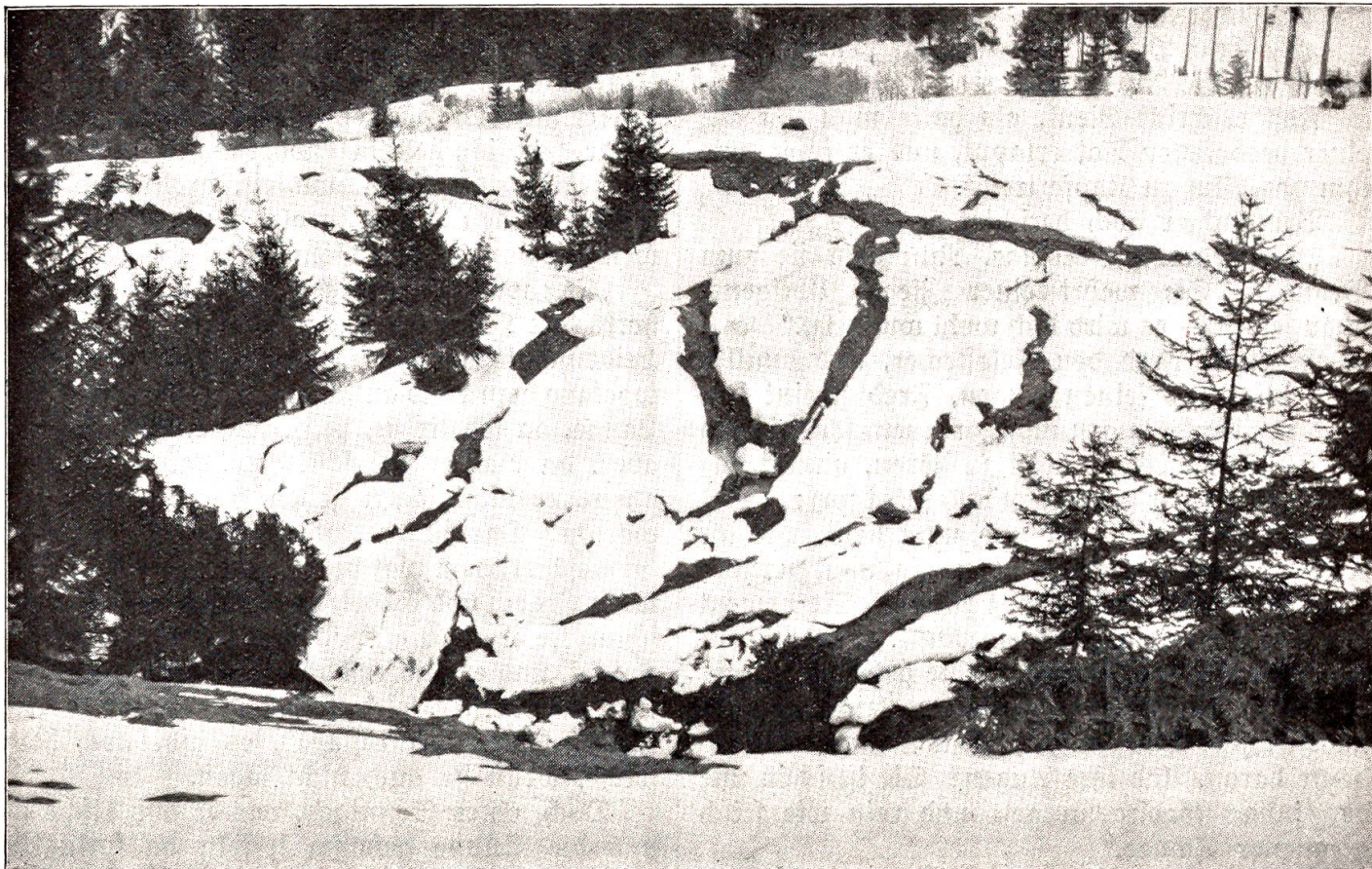
„Dann beginnen die Schwierigkeiten!“ sagt Menk.

Fred blickt den Gefährten an und lacht:

„Das sehe auch ich!“

Menk erklärt:

„So von hier aus gesehen, müßten wir rechts halten, aber das ist ungewiß. Die Entfernung kann täuschen. Wie hoch schägest du die Fluh?“



Erdrutsch bei Rüschegg.

Phot. Kohn, Bern.

Fred zieht, nachdem er das Glas abgesetzt, eine Karte aus der Tasche, betrachtet sie, zählt murmelnd die Höhenturven und versetzt:

„Bei vierhundert Meter!“

Menk bittet:

„Zeig mir den Spiegel!“ setzt das Glas an die Augen, blickt staunend hindurch und brummt: „Vierhundert Meter? Ja, das mag ungefähr stimmen. Wir brauchen, sagen wir vierzig Meter in der Stunde, dann brauchen wir zehn Stunden.“

Laut fragte er zu Fred hinüber:

„Wie lange, denkst du, müssen wir klettern.“

Fred, der Menks Gebrumm gehört hat, erwidert:

„Schlimmstenfalls zehn Stunden.“

Menk murmelt:

„Nicht übel, zehn Stunden! schlimmstenfalls!“ und laut redete er: „Wir beginnen um

4 Uhr früh, dann sind wir oben, bevor die Sonne auf die Gluh brennt.“

Mit Neugier verfolgt er das Spiel der Dohlen drüben an der Balm, spaziert mit dem Glas die Wand abwärts und hat unversehens die Hütten vor Augen. Tobias spaltet geräuschlos Holz. Bina tritt aus der Hütte und legt die Hand über die Augen. Und es ist auch lustig, sie zu betrachten, ohne ihr Wissen.

Fred spricht:

„Morgen können wir aber nicht gehen. Es wird Regen geben.“

„Es wird Regen geben“, sagt auch Menk und sieht, wie Bina in die Hütte verschwindet. Er ist gespannt, ob sie nochmals erscheinen werde. Da kommt sie und schlendert, den Milchkessel in der Hand, dem Brunnentrog zu. Bei Tobias bleibt sie einen Augenblick stehen.

Plötzlich fragt Fred:

„Was tut Bina?“ denn er hat bemerkt, daß Menk auf die Alp hinabstarrt.

Fast erschrickt Menk, als hätte man ihn auf einer verbotenen Tat ertappt, und er fühlt, wie ihm das Blut zu Kopfe treibt.

Brummiger noch berichtet er:

„Sie redet mit Tobias. Nun geht sie zum Brunnen. Sie wehrt einer Ziege. Übrigens, schau selber — es wird dich wohl wundern.“

Er reicht Fred den Geldstecher, und dunkler Neid blickt aus seinen Augen. Fred scheint den Neid in Menks Augen nicht zu sehen, scheint auch die hämischen Worte nicht zu hören, nimmt das Glas, setzt es vor die Augen und fährt fort:

„Sie bückt sich jetzt, und man sieht, wie ihr Körper wohlgebaut ist, nicht zu eckig, nicht zu rund. Jede Bewegung tut sie mit Anmut. Sie bewegt sich zum Takte einer innern Musik. Ihre Glieder sind Melodie und Wohlklang. Sie geht wieder der Hütte zu. Sie schreitet kräftig und leicht. Wie sie lachen kann! Das tut sie jetzt zwar nicht, aber ich denke daran. Und ihre Augen! Sie ist schön wie der junge Gebirgsmorgen und rein wie frisch gefallener Schnee.“

Geworfenen Messern gleich durchschneiden Freds Worte Menks Seele.

Fred setzt das Glas ab und wendet sich Menk zu:

„Du aber bist steif und starr wie Fels, lebst neben ihr hin, fühllos und unwissend, das Schöne ist dir alltäglich geworden, du weißt es nicht zu schätzen und verdienst nicht, in ihrer Nähe zu leben.“

„Du bist vernarrt“, knurrt Menk mit gezwungenem Lachen.

„Ich? Ja, ich liebe sie, und ich lobe jeden Tag, den ich in ihrer Nähe leben darf.“

Menks Gemüt durchjagen Haß und Bewunderung. Er erhebt sich, faßt einen Stein, wirft ihn in die Tiefe, ergötzt sich an seinen Sprüngen und wie er zersplittert, dann sagt er trozig:

„Mir ist sie gleichgültig, daß du's weißt. Ich kann nicht so schön tun wie du“, und er lacht grimmig und zornig.

* * *

Wenn Tobias erzählt, so recht erzählt, wie es im Jahr ein- oder zweimal geschieht, dann geht

ihm die Pfeife aus; er rutscht mit seiner Stabelle näher und näher, faßt den nächsten Zuhörer am Kittelbogen, zieht ihn am Armel, steht auf, rudert mit den Händen durchs Dämmerlicht der Hütte, setzt sich, hebt beschwörend die Hände, ballt die Fäuste, duckt sich, winselt, grollt und wirft Blicke aus den Augen in alle Winkel. So tut er, wenn er vom wilden Gensjäger erzählt.

„Der wilde Gensjäger, der war so einer; der hatte rote Haare im Nacken wie ein Stier. Seine Leidenschaft war jagen, im Gebirg herumstreifen, tagelang dem Wild aufslauern. Da war er bei guter Laune, da jodelte er, piffte, lachte. Am Sonntag aber, da war er bei schlechter Laune, denn da durfte er nicht jagen gehen. Warum nicht? Ja warum? Das ist ein altes Gesetz. Dem wilden Gensjäger, dem war der Sonntag zuwider. Ihm taten Orgeln und Gebete in den Ohren weh. Dann schimpfte er gräßlich, polterte, fluchte, tat wie ein Teufel, und er gab erst Ruhe, wenn er betrunken war. Denk einer, solch ein Mensch! Keine Gottesfurcht, keine Ehrfurcht! O, es gibt noch heute solche, wenn sie auch nicht jagen.“

Doch, eines Sonntags, wie er am Tische sitzt und die Suppe gehässig löffelt, da springt er plötzlich auf, stößt den Tisch von sich, daß Geschirr und Suppe am Boden liegen, und schreit wie ein Tier. Warum schreit er? Denk einer, Fred: ein Haar ist in der Suppe! Aber deswegen tut man doch nicht so! Nun, der wilde Jäger ist eben nicht ein Mensch wie ein anderer. Er reißt die Büchse von der Wand herunter, ruft den Hunden und ist schon zur Türe hinaus. Sein Weib ihm nach! Sie fleht, sie bittet, er möge dableiben, sie greift ihn am Kittel, sie hängt sich ihm an den Arm. Er kehrt sich um, schüttelt sie ab und schlägt sie, daß sie wimmernd hinfällt. Und als die Frau sich vom Boden erhebt, da steht der Jäger oben am Waldrand, ballt die Faust ins Tal und lacht, lacht! Dann ist er weg.

Nun steigt er talauf, kommt über Plattenalp und wendet sich einwärts nach dem Gletscherboden. Dort also war zu dieser Zeit grüne Trift, wo die Gens am Sonntag ruhig grast. Der wilde Jäger sieht die Tiere, legt sich hinter einen Block, hebt das Gewehr. Dann knallt er los. Schuß um Schuß dröhnt über die Alp, und Gens um Gens stürzt. Die andern fliehen. Eine

verwundete Geiß schleppt sich mühsam von dannen, zwei Rixchen hinter ihr. Der Jäger heßt die Hunde: „Hol, hol!“ schreit er, und die Rüden fallen über die Alte und die Jungen her und reißen sie zu Boden. Da liegst du, lacht der Jäger und setzt den Fuß auf das verendende Tier.

Und wie er den Fuß aufsetzt, da donnert das Gebirge. Die Trift bebt, die Felsen beben, die Lüfte zittern, und Wolken, düstere, schwefelgelbe und braune Wolken steigen aus den Rämmen und Hörnern. Die Wolken fressen die Sonne. Der Jäger aber kann kein Glied rühren. Mit jedem Herzschlag wird es finsterner, und kalte Winde blasen über die Alp. Der wilde Jäger will fliehen; aber er ist angewurzelt.

Da schleicht etwas kalt und grünlich durch die Nacht heran. Eisiger Hauch strömt von ihm aus. Was meint ihr, was ist's? Eis, todbringendes Eis! Es steigt langsam am Jäger empor, umschlingt und umfängt ihn mit kalten Armen und begräbt ihn in kühler Gruft. Dort muß er leben, tief im Gletscher drin.“

Tobias nimmt einen Span, beugt sich zum Herdfeuer und steckt die Pfeife in Brand. Hestig pafft er Wölklein, schiebt mit dem Fuß einen Holzkloß in die Glut. Man hört den Wind um die Hütte singen und den Regen auf die Schindeln klopfen.

„Tief im Eise steht noch immer der Gemsjäger“, fährt Tobias zu erzählen fort. „Im Frühjahr, wenn der Föhn den Schnee vom Gletscher geleckt, kann ihn ein Sonntagskind alle fünfzig Jahre sehen. Ein einziger hat ihn bis jetzt gesehen, der Bottiger Klaus, und der hat seitdem die Zunge gelähmt. Du kannst ihn selber fragen, Fred, er wird wohl zum Schwinget auf die Alp kommen.“

Fred verbeißt das Lachen und fragt ernsthaft:

„Und du, Tobias, du hast ihn, denke ich, noch nie gesehen?“

Tobias tritt ganz nahe zu Fred und zupft ihn am Rockfaden: „Was weiß ich, Fred! Ich erzähl's, wie ich's gehört habe. Du hast studiert, du bist gelehrt, du kannst dir das anders zurechtlegen. Ich habe nie anderes gehört. Nein, selber habe ich den Jäger nie gesehen, ich sage ja eben, nur ein einziger hätte ihn bis jetzt erblickt, der Bottiger Klaus. Aber gehört hab' ich ihn.“

Tobias setzt sich, zieht die Pfeife an und sagt: „Wenn die Gewitter über das Schneckhorn kommen, was selten geschieht, dann steigt der Gemsjäger aus dem Gletscher. Von Bliken umzuckt, schreitet er über den Boden und jagt mit den Hunden der Gemse und den Rixen nach in die Jagiwand hinauf. Man hört ihn mit der Büchse knallen, Blitze fahren aus seinem Rohr und füllen das Tal. Hol! Hol! brüllt er, flucht und lacht. So hab' ich ihn gehört, als ich den ersten Sommer Hüterbube war auf Plattalp. Ich werde ihn meiner Lebtag nie vergessen.“

Ment ist aufgestanden und kehrt aus dem Milchgaden zurück mit einem Holzkloß in der Faust. Er weist ihn Fred und sagt spöttisch:

„Was ist denn dies?“

Fred sieht verblüfft auf und lacht:

„Ich denke, ein Stück Urvenholz.“

„Das habe ich letzten Sommer droben aus dem Gletscherboden gescharrt“, erklärt Ment.

„Und?“ lauert Fred.

„Und also hat dort oben einmal Wald gestanden“, behauptet Ment, „und so gut als dies möglich war, kann es auch einen wilden Jäger geben!“

Tobias nickt schwer mit dem Kopf und blickt besorgt auf Fred. Ihm will nicht gefallen, daß der Junge vom alten Sagensglauben abweicht. Das macht ihn traurig.

Fred wendet das Holzstück und sagt vor sich hin:

„Schon sonderbar, achthundert Meter über der Baumgrenze...“

Ment stellt sich auf die Fußspitzen und zieht zwischen den Steinplatten und Sparren einen Gegenstand heraus. Er reicht ihn Fred, der sich damit zum Feuer bückt.

„Woher ist denn dies?“

„Auch aus dem Gletscherboden“, sagt Ment.

„Es ist das Stück eines menschlichen Hinterhauptschädels“, bestätigt Fred.

Ments Augen funkeln zu Bina hinüber: Gelt, er hat doch noch nicht alles ausstudiert. Da in den Bergen sind noch Geheimnisse. Du und ich, wir gehören zu den Bergen, und was zu den Bergen gehört, das gehört zusammen.

Die Stille lauscht. Der Regen klopft nicht mehr aufs Dach. Der Wind braust bald näher, bald

ferner, und man hört ihn manchmal mit leisem Klagen ersterben weit in der Nacht draußen.

Die Glut vergloht. Bina zieht erschauernd das Brusttuch enger über den Schultern zusammen, dann steckt sie die Laterne an und wünscht gute Nacht. Die Türe kreischt, und feuchter, jagender Nebel flimmert im rötlichen Licht. Binas Schritte verhuschen. Tobias gähnt und mahnt zur Ruhe. Müde legen sie sich auf die Heulager. Um die entschlummerten Geister weben Liebe und Geheimnis.

* * *

Nun schwebt der Sommer wie ein Nar über dem Tal am dunkelblauen Himmelsgewölbe. Alle Blumenaugen blicken nach ihm hin, sind ihm hingegeben, trinken das strömende Licht aus seiner blauen Schale und harren der Erfüllung. Bis tief in die sternbesäte Nacht rauschen die Bäche sein Lob. Sein Leuchten erlischt nie und verbindet den Abend dem Morgen. Herber Wind braust der steigenden Sonne voraus. Das Licht wächst und nimmt den Bergen die Schwere.

Frühe sind die Bauern im Grund aufgebrochen, unter ihnen der rasche leutselige Pfarrer. Mit bedächtigem Schritt gewinnen sie die Höhe durch den Wald, um auf Plattenalp den Schwinget zu sehen. Die Mädchen tragen die Trachten, und wenn die Sonne sie im Dämmer des Waldes streift, jubeln Schwarz und Weiß, Gelb und Rot. Um Mittag betreten sie die Alp. Da sind schon die Sennen vom Trift, die ab Planalp und Unterstock, die ab Alpli und Säg.

Die Sennen von Farnalp hört man schattenhalb jodeln. Sie werden in einer halben Stunde da sein. Unterdessen stolpern die Bauern vom Grund im Käsgaden herum, betasten die salzigen Käslaiber und sagen, es sei ein gesegneter Sommer. Sie steigen dem Vieh in die Weiden nach, begrüßen die Gusti und Rinder wie Verwandte, frauen ihnen die Stirne und richten Grüsse aus vom Hansli, Trudi, Jakob und Chrigeli. Die Mädchen stehen beisammen und mustern sich in arglosem Gespräch. Mancher Blick sticht her und hin: ob der Peter gekommen, ob Hannes da, ob Meili und Emmi hier? Aufleuchtende Blicke, hurtig verschattete Mienen, aber es ist viel zu viel

Licht, und auch die Schatten sind heiter. Wer ist die Schönste, wer ist der Stärkste?

Tobias hat schier der Hände zu wenig, um zu grüßen. Man sieht erst recht, nun er sonntäglich gewandet, welch ein schöner Mann er ist. Warum er sich nie ein Weib genommen? Sommer für Sommer zieht er auf Plattenalp, und im Winter fährt er mit dem Postschlitten durch den tiefen Schnee. Bina betrachtet den Oheim und denkt sich ihn jünger. Und Fred ist ein Tausendskerl, nicht so tollpatschig wie Menk, und man kann sehen, welch eine vornehme Politur es gibt, wenn Granit geschliffen wird. Wir sind nicht so dumm wie es scheint, denkt mancher schlichte Mann und schüttelt dem angehenden Arzt stolz die Hand.

Weiches, schimmerweißes Gewölke schwebt um die Felsstürme und Schneehänge. Eis, Firn und Bäche flimmern in den Höhen, und aus der Tiefe wächst der Gesang des Wassers.

Nach der Mittagsrast lassen die Sennen sich langsam herbei zum flachen, gesäuberten Rasenstück, in dessen Mitte ein Käf steht. Der Bottiger Klaus kauert davor, wälzt mit seiner schweren Zunge unverständliche Worte aus dem Munde und betrachtet grinsend die Schnitzereien am Holz. Wem er die Hand zum Gruße reicht, den hält er fest wie im Schraubstock und läßt nicht los, ehe man lobt: „Du bist ein Starker, Klaus.“ Hannes zerzt ihn am Rockärmel und deutet auf den Pfarrer, der sich jetzt neben das Käf gestellt hat. Und neben dem Pfarrer vom Grund steht Ueli spreitbeinig und wischt mit den Fingern das Mundstück des langen Alphornes. Ueli hebt die Schultern und schöpft Atem, dann beginnt er ins Horn zu blasen. Sein Hals bläht sich, sein Gesicht wird dunkelrot, und die Stirnaden schwellen blau. Lang dringt der Ton aus dem langen Horn, drohend schier, steigt und fällt und schweigt. Stille lagert sich erwartend im Kreis. Jetzt prallt der Ton von der Jagiwand zurück. Nun hallt er wieder schattenhalb. In Himmelsferne, von den Zinnen der Fluh klingt er, dann verstreichen lautlose Sekunden, bis der Klang zurückkehrt, vom Himmelsgewölbe nieder. Es ist nicht anders, als tönten Fels und Bäume in unwirklicher Melodie, als säßen die Engel auf den Gräten und Schroffen und bliesen aus goldenen Hörnern. Andächtig lauscht die Gemeinde den Klängen, die Ueli immer kunstvoller



Landung des Zeppelin in Bern.

Phot. Rohr, Bern

bläst. Nun sind Berge und Himmel zum Feste geladen.

Ueli dreht sich mit seinem Horn zur Seite und steckt trocken das Lob ein.

Hell und klar erhebt der Pfarrer seine Stimme und entbietet den Gruß des Tales und der Alpen. Er stützt die Hand auf das geschnitzte Räf. Nicht um Geld, goldene Uhren und buntes Zeug gehe der Kampf. Der Butterballen, den man in Tobias' Milchgaden sehen könne, sei Eigentum des Siegers. Das Räf aber, darauf er den Ballen nach Hause tragen könne, das sei der Stolz. Darum hätten schon die Großväter gerungen. Hannes habe es hergetragen. Nun sei es herrenlos. Ein jeder sei eingeladen, in Friede und Freundschaft darum zu werben. In Friede und Freundschaft!

Hurtig verläßt der Pfarrer den Kreis und gesellt sich zu den bärtigen Alten, die nun die Köpfe zusammenstrecken. Alle lagern sich in der

Runde, und schon werden die ersten Schwingerpaare ausgerufen.

Mentz sitzt in der hintersten Reihe, hat die Ellenbogen auf die Knie gestützt und den Kopf trägt in die Hände gelegt. Er kaut an einem Grashalm und blickt unter halbgeschlossenen Lidern hervor. Die Sonnenstrahlen brechen sich an seinen Wimpern und zaubern farbige Halbkreise. Durch das Geflimmer sieht er ein leuchtendes Schwingerpaar. Hebt er die Wimpern um ein wenig, so sieht er Bina dort drüben unter den Mädchen. Mechanisch zieht sein Blick zu ihr. Er preßt den Kopf in die Arme und denkt, jetzt schaue ich nicht mehr hin. Da schlägt schallendes Mädchengelächter an sein Ohr, daraus sich Binns Stimme wie Glockenläuten hebt. Mentz muß schauen. Fred sitzt dort neben den Mädchen und hat eben etwas Lustiges gesagt. O, Mentz möchte auch so, aber er ist schwerfällig, nichts kommt ihm



Märzschneefälle in Bern.

Der Mosesbrunnen auf dem Münsterplatz.

Phot. Keller, Bern.

in den Sinn. Das macht ihn zornig über sich selber und eifersüchtig auf Fred. Er möchte Bina forttragen aus dem Kreis und für sich behalten. Wie schön sie heute ist! Sie trägt den großen, breitrandigen Strohhut mit dem schwarzen Samtband. Um die Schultern hat sie das buntbestickte Tuch gelegt. Sie ist keineswegs ausgelassen, sie scheint über etwas nachzusinnen. Sie fühlt, daß sie beobachtet wird, fährt mit der Hand nach dem Haarknoten, streift den schwarzen Rock über den Knien glatt. Grünliche Widerlichter spielen um das feine Oval ihres Gesichtes.

Menk schließt die Augen halb, betrachtet eine Weile die Farbkreise an den Wimpern und versinkt in quälende Traurigkeit.

Warum kann er nicht sagen, was er fühlt? Warum ist sein Mund verschlossen, sein Herz herb und starr wie der Fels? Was ist er? Er wird vielleicht einmal Meistersenke werden auf Plattenalp. Sein Leben lang wird er sich auf dem felsigen Boden bemühen müssen. Er könnte Hotelportier oder Kutscher werden und im Sommer, trägt auf

dem Boß sitzend, lässig die Peitsche schwingend, die Fremden durchs Tal und über den Paß fahren. Oder er könnte Bergführer werden. Das etwa noch! Das wäre die oberste Sprosse an der Leiter seines Lebens. Aber er findet keine Neigung zu diesen Berufen. Mit Binas Liebe würde er sich bescheiden. Nun ist Fred da, und er fühlt, wie ihn dieser bei Bina langsam aussticht, ja vielleicht schon ausgestochen hat. Der verdreht ihr den Kopf. Daß er nicht herauf gekommen, daß er, Menk, letztes Frühjahr mit den zweihundert Jungen des Tales nach Amerika ausgewandert wäre! Ja, daß... aber nun ist er da, und Fred ist auch da, und Bina steht zwischen ihnen. So ist es!

„He, schläfst du? Bei Gott, der schläft, wenn geschwungen wird. Schon zweimal hat man deinen Namen gerufen.“ Ein Nachbar stößt ihn unsanft mit dem Ellenbogen.

Menk taumelt auf, strauchelt über ein Paar Beine und fliegt länglings auf den Rasen hin. Schallendes Gelächter empfängt ihn: „Der fällt schon zum voraus. Der fängt gut an!“ In tiefer Verwirrung steht Menk auf und streift mit einem Blick Bina. Alle lachen, sie lacht nicht. Das gibt ihm Mut. Binas Augen sagen ihm: „Menk, du bringst mich in Verlegenheit. Zeige, daß man umsonst gelacht.“ Sagen das Binas Augen? Wenn es so wäre! Nein, das sagen Binas Augen nicht. Sie ist zwiespältig, ihr Herz hat nicht entschieden; aber sie wird es tun, heute noch. Und Menk will ihr Herz erringen. Ha, man soll sehen, wie stark er ist! Und trotzig senkt er den Nacken und vergißt schier, dem Gegner die Hand zu reichen.

Was sagt Bina dazu? Kehrtli Paul liegt regelrecht auf dem Rücken. Bina lächelt ein wenig.

Und was denkt Bina jetzt? Jakob Schilt ist kein Schwächling. Keuchend steht er auf, reicht Menk die Hand und sagt, überrascht von seiner Niederlage: „Ei, verflucht!“

Man hat schon das Lachen über Menk gelernt.

Aber auch Fred macht seine Sache. Er ist in der Stadt keine Memme geworden. Er hat Speer und Diskus geworfen und ist sehnig und hochbeinig.

Was denkt Bina nun? Fred und Menk stehen sich gegenüber. Kein Lächeln mehr umspielt Binas Lippen. Ein Schatten der Besorgnis lagert

auf ihrem Antlitz, verdunkelt ihren Blick. „Mach' es gnädig!“ sagt Fred und reicht Menk die Hand. Aber Menk sieht deutlich in Freds Augen die Worte stehen: Du weißt, worum es geht. Ein jeder spürt es an des andern Griffen, was er meint, was er fühlt, was er hofft und will. Menk kämpft mit Kraft und Ausdauer, Fred mit Geschmeidigkeit und gefährlichen Überraschungen. Keiner wagt den Angriff regelrecht; denn sie fürchten sich voreinander. Sie plänkeln im Kreise herum, von



Märzschneefälle in Bern. Bahnhofplatz.

Phot. Keller, Bern.

lustigen Zurufen aufgemuntert. Fred wird rasch müde, Menk spürt es und fängt an, zuzupacken. Fred verläßt sich auf die Verteidigung, und es wird bald klar, daß er unterliegen muß; es fragt sich nur, wie lange er den Gegner hinzuhalten vermag. Immer kann er sich Menks Fäusten entwinden oder mit weitausgreifenden Beinen einen Sturz vermeiden, mit dem Arm sich am Boden versteifen. Menk wird zornig und im Zorne so unvorsichtig, daß Fred ihn beinahe wirft. Blitzschnell fällt Menk aufs Knie, umfaßt Freds Schenkel, hebt ihn empor und dreht sich mit der Last schnell und schneller im Kreise, bis er vornüber fällt. Freds Schulterblätter berühren dröhnend den Rasen, und keuchend, mit dunkelrotem Gesicht, erhebt sich Menk. Fred aber bleibt regungslos auf dem Boden liegen. Durch den Beifallslärm, der dem Sieger und dem Besiegten gilt, sucht Menk Binas stumme Augen. Er sinnt nicht daran, dem Freund die Hand zu reichen und ihn aufzurichten. Was denkt Bina nun?

Sie steht plötzlich auf und kommt mit raschen Schritten näher. Menk steht wie gebannt und blickt ihr entgegen. Was wird sie tun? Sie schiebt Menk sanft beiseite, sagt „du bist grob, Menk“,

beugt sich über den Gestürzten und richtet ihn auf. Fred kommt zu sich, springt auf die Füße und murmelt, Menk die Hand reichend:

„Es war wohl nicht so böse gemeint.“

Menk muß sehen, wie Bina den Freund langsam aus dem Kreise zum Bach hinüber geleitet. Er fühlt sich geschlagen.

Noch einmal wird er aufgerufen, wirft einen Gegner, dann findet er am Hannes seinen Meister.

Den Mädchen dauern die Kämpfe zu lange. Sie haben schon den Peter gestoßen, und er hat endlich die Klarinette zusammengeschaubt. Nun hat aber Tobias die Harfe nicht zur Hand. Wenn man sie ihm holen wolle, sie sei über dem Bett auf dem Wandbrett. . . Ihrer sechs, zehn Mädchen eilen und hüpfen lachend von dannen und tollen in der dämmerigen Hütte umher, stecken gekrümmt und auf den Zehenspitzen stehend die Nasen mutwillig in alle Ecken und bringen die Handharfe. Nun der Frik, der muß natürlich erst noch eine Saite aufziehen, hat es endlich getan, kurbelt an den Wirbeln und stimmt das Instrument, indem er es ans Ohr hält und mit den Fingern die Därme zupft, wozu er ein lächerliches Gesicht macht. Der Geige entschwebt ein dünner Ton.

Klarinette und Harmonika nehmen sie in die Mitte, und so gibt es einen lustigen Klang. Hier liegen die Burschen noch in zähem Kampfe verklammert, dort hüpfen leichte Füße und fliegen Röcke.

Abermals heischt der Pfarrer vom Grund Aufmerksamkeit, und alle stehen zum Ring zusammen. Hannes ist zum zweitenmal Sieger geworden. Man mag es ihm neidlos gönnen; denn er ist gar bescheiden in seiner Kraft, gutmütig und verlegen schier. Der Pfarrer mahnt die Besiegten zur Versöhnlichkeit und den Sieger zur Vorsicht; denn knorriges Arvenholz sei im Nachwuchs. Hannes nimmt das alte geschnitzte Käf in Empfang und freut sich auf den gelben, kühlen Butterballen, den ihm Tobias aufladen wird. Er will ihn seinem alten Mütterchen bringen.

Wo sind denn Fred und Bina? Bina ist unter den Mädchen, Fred redet mit dem Pfarrer. Nun wendet er sich ab, und seine Augen suchen zu den Mädchen hinüber. Er hat sich völlig vom Sturze erholt. Bald ist keine mehr, mit der er nicht über den Rasen getanzt. Und wie! Er hat Schwung und Gelenk, und bewundernde Augen folgen ihm. Menk glokt grimmig vor sich hin. Er mag nicht tanzen. Die andern, die sind fröhlich, die sollen tanzen! Er ist zerknirscht.

Eine Gestalt kauert lautlos neben ihn auf den Rasen.

„Warum tanzeßt du nicht?“ fragte Binas Stimme.

Menk schweigt.

„Bist du zornig über mich?“

Menk verneint und schluckt.

„Hör', Menk, du forderst mich zum nächsten Tanze.“

„Tanz' doch mit Fred!“ murrte er.

„Pfui, Menk, du bist eifersüchtig!“

Menk schweigt.

„Du bist grob gewesen mit Fred!“

„Man kann nicht vor allem sein“, versetzt der Bursche.

„So, jetzt tanzeßt du mit mir.“ Bina erhebt sich. Menk bleibt sitzen.

Fred tritt heran. Er lacht, er ist lustig, und man kann seiner Fröhlichkeit nicht widerstehen.

„Klettern wir morgen?“ fragt er Menk.

„Wann du willst“, entgegnet Menk aufatmend.

„Gut, dann klettern wir. Erlaubst du einen Tanz Bina.“

„Menk hat mir eben einen versprochen“, lügt Bina.

„Ich tanze nicht“, erklärt Menk sehr bestimmt. Dann erhebt er sich und geht. Bina blickt ihm sinnend nach, schüttelt den Kopf und wendet sich Fred zu. Bina tanzt, aber ohne Freude.

Menk stapft unterdessen im Zickzack zwischen den Blöcken die Alp hinan. Er steigt bis unter die Wand, bis zum Einstieg, betrachtet die Eisenstifte, setzt sich und blickt übellaunig auf die Alp hinab, wo die Menschen so lächerlich klein sind. Uelis Horn klingt herauf. Dem mag er lauschen. Was hat Fred neulich gesagt? Er denke sich bei wichtigen oder ärgerlichen Zuständen auf einen Berg und sehe sich selber wie fremdes Wesen im Tale drunten. Da sei dann manches klein, was eben noch groß geschienen, und mancher Zweifel verschwinde zur winzigen Nichtigkeit angesichts der großen Natur. Menk überdenkt es und wendet die Betrachtung auf sich an. Zornig lachend steigt er wieder hinab.

Die Lustbarkeit geht zu Ende, die Leute des Tales und die Sennen scheiden. Die letzten Jodler verhallen, das letzte Sonnenlicht spielt um die Gipfel, dann steigt der Abend kühl aus den Klüften, und kaltes Mondlicht flimmert im Himmelsbogen.

* * *

Menk klimmt voraus. Fred ist immer lustig und verläßt sich auf die Kraft des Freundes, der das Seil hält. Tobias hämmert am Weidzaun unter der Gluh. Ab und zu ruft er ein Wort herauf, einen Ratschlag, doch immer ferner klingt seine Stimme, immer matter tönt der Hammerschlag.

Menk denkt: Warum soll ich meinem Feinde in die Höhe helfen? Er hat mir die Ruhe auf der Alp gestört. Jetzt könnte ich ihn vernichten. Ich könnte heimlicherweise das Seil von meinem Leibe lösen und ihn fallen lassen. Oder ich könnte das Seil absichtlich am Fels durchscheuern, daß man nichts merkte. Mein Widersacher würde zer-schmettern. So überlegte Menk. Und wenn er des Freundes Körpergewicht spürt, so wird ihm schier schwindlig. Seine Knie zittern. Die Tiefe scheint ihm tiefer, der Abgrund jächer. Wie ihm das Seil

in der Hand ein wenig gleitet, befällt ihn Furcht, sein ruckloses Denken könnte zur Wirklichkeit werden. Er hört einen gellen Schrei, sieht einen Körper in die Tiefe wirbeln und zerschellen. Binas vorwurfsvolle Augen ruhen auf ihm und klagen ihn an.

Nein, Fred ist nicht gefallen. Da taucht sein brauner Kopf hinter einem Block auf; er sucht in aller Ruhe nach festen Handgriffen im Gestein und schwingt ein Edelweiß zwischen den Lippen. Scham umschleicht Menks Herz. Er spricht in Gedanken zu Fred: „Du Argloser, Sorgloser, wenn du wüßtest... Du ahnst nicht, was ich eben dachte, wie ich dir den Tod wünschte, wie ich dich zerschmettern ließ dort unten; du müßtest mich verabscheuen.“ Sooft er Fred emporhilft, sooft dünkt ihn die Last schwerer und unerträglicher, und immer schwebt ihm das Wort auf den Lippen: Du, Fred, du bist mir zu schwer, ich lasse dich fallen.“

Morgenfühle schwebt um die Fluh. Die Alp liegt klar ausgebreitet im Sonnenschein. Über dem Schneehorn schwebt ein zarter Föhnschleier, sonst ist der Himmel wolkenlos.

Was ist es, das den Menschen in ferne Länder, auf ferne Meere, auf unwegsame Pfade treibt? Die hinter dem Ofen sitzen und auf breiten Straßen wandeln, wissen es nicht. Sie ergötzen sich an der Zeitung, die ihnen die Ferne in die Stube trägt. Wenn einer den Tod versucht hat und ihm zum Opfer gefallen, sprechen sie weise: Wäre er zu Hause geblieben, niemand hat ihm befohlen, das Leben aufs Spiel zu setzen. Sie, die so reden, wissen nicht, was es heißt, das Leben erringen. Nicht der Gipfel ist das Ziel, sondern das Überwinden, das Kämpfen mit dem Tode, der unsichtbar vorausklimmt, der tastenden Hand lose Steine, lockere Grasbüschel hinlegt. Aber mag einer auch



Brand der Fabrik Wandaer A.-G.

Phot. Mohr, Bern.

hundertmal das körperliche Leben erringen, was hilft es ihm, wenn er das ewige Leben verliert! Töher als die Abgründe des Gebirges sind die Abgründe der Seele. Herrlicher als das ernste Spiel mit dem Tod ist der Sieg über die dunkle Gewalt. So ist der Kampf um den Fels dem Bergsteiger nur ein Gleichnis. Aus dem Abgrund, der Tiefe, ringt er sich empor ans Licht, und mit jeder Gefahr, der er entronnen, hat er eine Stufe zur Wahrheit erklommen.

So kämpft Menk. Ihm kommt nicht der Gedanke an den rächenden Gott, der ihn zur Strafe auf die Alp hinunterstürzen könnte, aber indem er Fels um Fels mit geschmeidigem Körper besiegt, strahlt in ihm heller das Licht, das unter der fahlen Asche des düsteren Meides geglimmt, und je heller das Licht, um so stärker prüft ihn die Versuchung. Das macht ihm das Steigen so schwer und den Freund so unerträglich.

Hochatmend kauern sie unter der Balm nebeneinander. Schon streift die Sonne mit ihren

Strahlen die Fluh und läßt die untersten Grasbänder aufleuchten.

Schweigend staunen sie auf die Alp und ins Tal hinab. Hütten und Vieh unterscheiden sich kaum von den Steintrümmern. Fernher, wie das Bimmeln eines entlegenen Kirchleins, klingt die Schelle der Leitkuh. Manchmal dringt der Schall eines Hammerschlages herauf, und man sieht Tobias unter der Fluh gerade vor der Schuhspitze. Stille lagert um die Wand, und Stille webt im Raum. Langsam ist der Föhnschleier gewachsen und gegen die Mitte des Himmelsgewölbes gerückt. Durch die Talscharte schimmert blaue Ferne.

Man sieht Bina drunten am Brunnen waschen.

Plötzlich sagt Menk:

„Von hier an muß jeder allein klettern.“

Überrascht blickt ihn Fred an.

„Du bist müde! Ich hätte dich ablösen können.“

Menk lacht:

„Müde...!“

Er schlenkert zweimal die Beine. Er blickt unverwandt auf das winzige rote Tüpflein dort unten auf der Alp: Binas Kopftuch!

„Warum?“ lacht Menk gezwungen. „Wer zuerst oben ist, der hat gewonnen, und der andere räumt das Feld.“

Menk fühlt, wie Fred ihn erstaunt von der Seite betrachtet, und er pfeift zischend durch die Zähne.

„Du, Menk, ich glaubte, sie sei dir gleichgültig?“

Eine Blutwelle treibt dem Burschen ins Gesicht. Daß er sich verraten mußte! Er schämt sich wie ein Hund.

„Daß du nichts sagst!“ murrte er. „Übrigens der Fels wird gefährlich. Man hat keinen Stand.“

Fred lacht belustigt und beleidigend schier.

„Nein, Menk! Ich brauche nicht um die Wette zu klettern. Ich habe nämlich das Feld schon geräumt. Ja, guck mich nur an! Jetzt kannst du staunen. Die Bina, die hat Haare an den Zähnen. Ich habe sie gefragt, wie sie sich das Leben einer Doktorsfrau denke. Sie hat mich recht vernünftig heimgeschickt. Sie liebt die Alp, die Einfachheit, sie hat mehr Hintergrund als zwanzig feine Städterinnen. Das Teufelsmädchen! Nun, ob du oder ich, darum kümmert sich die Natur nicht; es kommt fast aufs selbe heraus. Vergessen kann ich das Mädchen aber nie und nimmer mehr. Nun,

das kann euch gleichgültig sein. Ja, darüber wegzukommen ist wohl schwer wie über die Jagiwand hinauf. Indessen, ich glaube auch, wir müssen fortan allein klettern. Der Fels ist glatt. Und es ist Zeit zum Aufbruch. Die Sonne will weg. Das ist recht, aber wir müssen droben sein, bevor ein Wetter losbricht.“

Menk hört Freds Stimme wie durch Glockenbrausen. Freude durchbebt sein Herz, wenn er an Bina denkt. Scham durchflutet ihn, wenn er an Fred denkt.

Fred zieht seine Schuhe aus und wirft sie hinab. In hohen Sägen fallen sie über die untersten Grasbänder auf die Alp. Er schiebt sich auf ein Gesims hinaus und steigt. Zaudernd folgt Menk. Er glaubt, einen bessern Stieg gefunden zu haben. Nahe nebeneinander klettern die Freunde, aber keiner kommt auf das eben geführte Gespräch zurück. Fred plaudert von seinen Studien und vom Examen, das er im Herbst zu bestehen hofft. Dann geraten sie auseinander, und der Fels beschäftigt sie so, daß sie schweigen. Mühsam und langsam gewinnen sie Höhe. Die Sonne steht schon im Mittagsbogen. Sie glimmt matt und weiß durch leichtes Gespinnst, und drückende Hitze liegt an der Wand. Muskeln und Sinne erschlaffen.

Tobias ruft durch die hohle Hand herauf. Mit ausgestrecktem Arm weist er nach dem Schneehorn. Man versteht seine Worte nicht, aber seine Gebärde. Ein Gewitter steht auf!

Menk kann Fred nicht erblicken. Der klettert in einem Felskamin nebenan.

„Fred!“

„Ja.“

„Was meinst du? Wollen wir umkehren?“

Fred zögert mit der Antwort. Dann sagt er bestimmt:

„Nein!“

Tobias schreitet unten über die Alp hinab, den Hütten zu. Bina steht vor der Türe und winkt mit dem roten Kopftuch. Menk jauchzt Antwort.

Plötzlich überfällt Menk die Einsamkeit. Er hört nichts mehr von Fred. Der Abgrund scheint ihm ungeheuer tief und weit. Er kauert sich auf einem Gesims zusammen und blickt hinab. Von Stufe zu Stufe fällt der Blick. Ihn dünkt, er müsse stürzen. Ach nein, das kann nicht sein. Seit 5 Uhr

morgens sind sie in der Fluh. Es ist der Hunger, der ihn schwindlig macht. Menk zieht ein Stücklein Käse und Brot aus der Tasche und knappert daran. Das beruhigt ihn. Er lenkt seinen Blick auf die nächste Umgebung. Auch dies beruhigt ihn. Das Gefühl der Einsamkeit und des Schwindels weicht. Gedanken durchqueren rasch sein Gehirn. Die Kletterei ist ihm gleichgültig geworden. Das ist ihm recht, er wird sich um so ruhiger halten. Bis zur Krone der Wand sind noch hundert Meter. In zwei Stunden werden sie erklimmen sein. Was tut Fred? Man hört keinen Laut von ihm. Menk drängt es, in der Nähe des Freundes zu weilen, ihm etwas zu sagen, ihm beizustehen, wenn es notwendig sein sollte. Ihn dünkt, der Freund sei in Gefahr.

Fred hat die Bergdohlen aufgeschreckt. Kreischend stoßen sie in Scharen vom Fels und kreisen in den Raum hinaus.

„Fred!“

Vielleicht hört er des Rufs der Vögel wegen nicht.

„Fred!“

Keine Antwort.

Sorge um den Freund befällt Menk. Er klimmt schräg links nach oben. Mit unsäglicher Mühe, am ganzen Leib vor Anstrengung zitternd, schwingt er sich um eine Felsrippe und erblickt Fred einen Kirchturm tiefer in der Runse, die sich nach oben zu glattem Fels erweitert. Die Dohlen flattern aufgeregt mit offenen Schnäbeln an ihm vorbei.

„Fred!“

Fred blickt herauf und lächelt müde.

„Was ist, Fred? Sehen dir die Vögel zu?“

Fred schüttelt den Kopf.

„Ich sitze fest“, ruft er.

Menk versucht zu raten. Fred will schon alles versucht haben und kann keine Bewegung machen. Wie eine Fliege an der Fensterscheibe klebt er

am Felsen, er wird sich so nicht lange halten. Zwei Stockwerke über ihm ist ein fußbreiter Sims. Wenn er doch den erreichte! Aber der Fels ist gehobelt und bietet keinem Gräslein Raum. Kostbare Zeit verrinnt. Menk mag nicht weiter klettern und den Freund dem Schicksal überlassen.

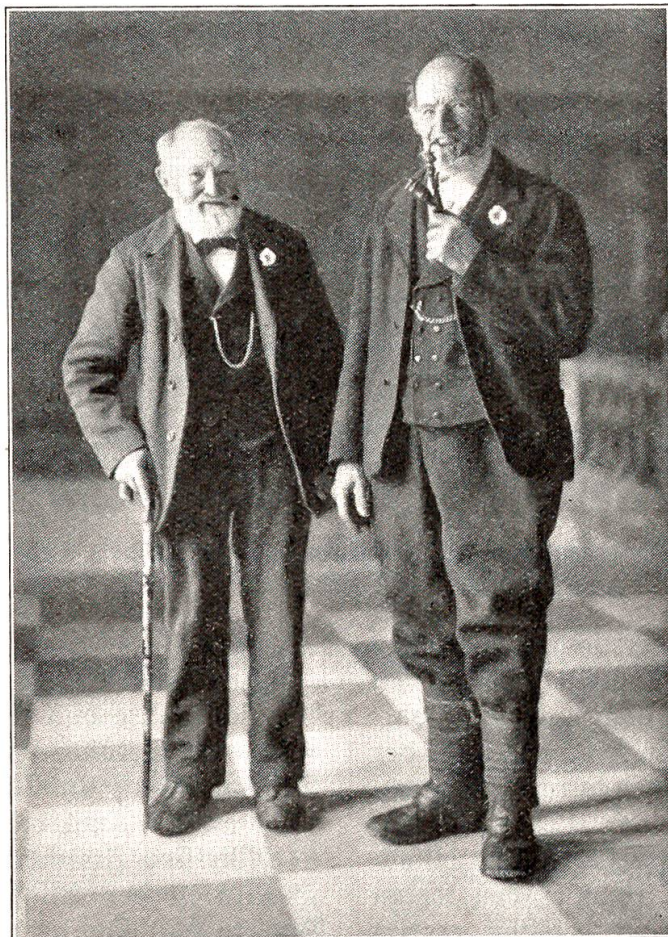
Die Wolkenschleier haben sich zu einer schwarzen Wand verdichtet, die reglos über dem Schneehorn steht und an den Scheitel des Himmels ragt. Warme Luftwellen streichen an der Fluh empor. Vom Gletscherlande her zieht ein Wolkenheer und lagert sich um die Gipfel am Ausgang des Tales, als müßten sie vor den Winden Wache stehen.

In einer halben Stunde ist der Himmel

schwarz. Blitze zucken hinter der fahlen Schneepyramide des Horns herauf, und der Donner murrte drohend. In einer andern Viertelstunde ist das Wetter da.

Auf der Alp unten treiben Tobias und Bina das Vieh zu den Hütten. Oft bleiben sie stehen und schauen herauf und winken.

Plötzlich stürzt das Unwetter über das Schneehorn herein. Im gelben Hagelrauch ver-



Veteranentage in Bern.

Links: Kunz, Randersteg. Rechts: Zumkehr, Adelsboden.

Phot. Rohr, Adelsboden.



Einweihung des Spittelerdenkmals in Viesztal am 3. Mai 1931.

Phot. Kettel, Genf.

schwindet die Pyramide. Regenschauer peitschen über den Gletscher. Weiße Wölkchen stoßen an den Hängen hin, der Wind heult hoch unterm schwarzen Wolkenhaupt durch den Himmel, und der Donner springt in wilden Sähen durchs Tal hinab.

Menk hat das Seil an einer Klippe befestigt und sich auf den andern fußbreiten Sims hinabgelassen. Zu seinen Füßen treibt er den letzten Eisenstift in den Fels. Darauf befestigt er das Seil, läßt es zu Fred hinabgleiten, der es sich um den Leib schlingt. Er ist gesichert. Menk aber steht aufrecht auf schmaler Kante, wie ein Kirchenheiliger, mit dem Rücken an die Wand gelehnt, allem Wetter preisgegeben.

Jetzt wacht der wilde Gamsjäger aus dem Gletscher auf. Mitten in dunklen Wolkenknäueln, von schwefelgelben Blitzen umzuckt, schreitet er mit Riesenschritten über das Eis. Die Rehgeiß flieht voraus, und die Hunde belstern. Der Sturm braust, und die Alp verschwindet im Regen. Menk glaubt den Jäger kommen zu sehen. Er hört ihn brüllen, fluchen und lachen. Er sieht die Blitze wie Feuerkugeln aus seiner Büchse zischen

und hört die Hunde bellen, daß es der Fluh entlang knallt. Die Jagd segt unten über die Grasbänder hin, steigt höher und höher.

„Fred!“

Der Sturm reißt Menk das Wort vom Munde.

„Fred!“ ruft er lauter und dringlich.

„Ja, Menk!“

„Kannst du dich halten!“

„Ja, und du?“

„Ich habe Platz genug!“

Der Hagel schlägt an die Wand. Wasserströme stürzen über den Fels. Menk krallt sich ans Gestein. Seine Knie beben, seine Hände zittern.

„Fred!“

„Ja, Menk!“

„Ich wollte dich töten!“

Bange Sekunden verstreichen.

„Ja, Menk, und...“

„Kannst du mir verzeihen!“

„Wir sind Freunde, Menk!“

Nun ist der wilde Jäger ganz nahe. Eine Feuerkugel schlägt an die Wand und sprüht in die Tiefe. „Hol, hol“, brüllt der Jäger, und die Geiß mit den Rixchen jagt vorüber. Menk befällt Entsetzen und Todesfurcht, eine Atemlänge, dann wird es ganz ruhig um ihn. Ein helles Licht umfängt, eine Wolke Bränderliduft hebt ihn, und im Licht und im Duft glaubt er zu schweben.

Als Fred aus der Betäubung erwacht und ein Strahl die Finsternis durchflammt, sieht er den Sims über sich leer.

* * *

Der wilde Jäger ist ins Eis zurückgekehrt. Die Winde flauen, die Wolken verziehen, und Stille sinkt von den Sternen auf die Berge nieder. Nur

die Bäche tosen in den Klüften und reden erregt von der Macht des Unwetters. Zur Ewigkeit wird die Nacht dem, der zwischen Himmel und Erde am Felsen hängt. Was eitel und ruhmredig ist an ihm, das schwört er ab. Spiel und Tand haben fortan keinen Platz in seiner Seele. Mit jedem Atemzug sieht er dem Tod ins Auge, und ihm wird zur Gewißheit, daß das Leben nicht das Alltägliche, sondern das Wunder ist. Er hört die Tropfen der Ewigkeit ins Meer des Unendlichen fallen.

Der Tag schimmert heran. Kuhl schreitet der Morgen über die Schneegebirge. Am Fuße der Wand liegt der zerschellte Leib Menks. Bina fauert daneben. Fred muß es von der Höhe sehen. Nach hängen Stunden wird er von Tobias und einigen Sennen, die zur Hilfe herbeigeeilt, aus den Felsen gezogen.

Schön und kurz ist der Sommer auf Plattenalp. Nicht alle Blumen, die ihre Kelche geöffnet, erlangen Erfüllung. Die Kühle des Todes liegt in Schatten und Schründen, der Hauch des Todes weht von den Firnen. Der Winter hat schon den ersten Schnee über die Gesimse und Grasbänder der Jagiwand gestreut.

Lieber sterben.

Ein Oberländer Schnikler kommt in ein bestbekanntes Holzschnikwarengeschäft in B., um eine bestellte Arbeit abzuliefern. Der Geschäftsinhaber zeigt dem Schnikler ein von einem andern Berufsgenossen ausgeführtes Stück und fragt ihn, ob er das auch könnte. Schnikler: „D ja, däs chan ich schon machen, es chunnt numen druf an, was ier zähled derfür.“ — Der Geschäftsinhaber nennt den Preis, worauf der Schnikler erklärt: „Den söllenen grad där machen, wann nen vorher gmacht hed!“ — Geschäftsmann: „Dä isch halt gstorbe.“ — Schnikler: „Da stürb i o, wenn i zu däm Brys sellti machen!“

An der Himmelstür.

Der Herr Mehger ist gestorben. Er erscheint vor der Himmelstür. Petrus kommt heraus: „Wer seid Ihr?“ — „Dr. Mehger.“ — „B'ruef?“ — „Arzt.“ — „Wüssed er nid, daß d'Lieferante hinde ine müesse?“ schnauzt ihn Petrus an.

Der gute Geruch.

Der Gefangenenaufseher entließ einen Häftling, der zwei Monate verbüßt hatte. Er sprach ihm eindringlich zu, nicht wieder vom geraden Wege abzuweichen. Als er dann schwieg, bat ihn der Mann, der aufmerksam zugehört hatte, er möge doch noch weiter sprechen.

„Weshalb?“ fragte der Aufseher.

„Ach, ich habe zwei Monate keinen Schnaps trinken können, und Sie riechen so gut danach“, lautete die Antwort.

Der Schwerenöter.

Fräulein: „Heute habe ich mich mit meinen Eltern und Geschwistern wiegen lassen — das Gesamtgewicht der Familie betrug 425 Kilo!“

Berehrer: „Großartig; wenn ich noch dazu käme, wären es genau 500! Sie sollten mich heiraten, Fräulein Alara — zum Aufrunden!“

Berechtigter Verdacht.

Mit lautem Kreischen der Bremsen kam der New York-Chicago-Express plötzlich zum Stehen. Die Passagiere im dritten Wagen, von ihren Sitzen geworfen, diskutierten aufgeregt die Ursache, als ein Schaffner hereinstürmte.

„Alles in Ordnung!“ rief er, „irgend jemand hat die Notbremse gezogen, der Zug hielt zu plötzlich, und der letzte Wagen ist entgleist. Verletzt ist niemand, aber wir werden drei Stunden Verspätung haben.“

„Um Gottes willen!“ schrie ein junger Mann. „Ich muß heute abend zu meiner Hochzeit in Chicago sein!“

Der Schaffner drehte sich um und sah den Mann wütend an. „Sagen Sie,“ donnerte er, „haben Sie vielleicht die Notbremse gezogen?“

Verwandtschaft.

„Mein Ahnherr war Gottfried von Bouillon.“ — „Dann sind wir Vettern, meiner hatte eine Suppenwürfelfabrik.“

Schmeichelhaft.

„Wenn ich dich so ansehe, fällt mir das alte Sprichwort ein: Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand. — „Ja, aber ich habe doch kein Amt.“ — „Das ist es ja eben.“